

uchten, Mensch, a fand feiner Begriffe — in der unsern Schicklichkeit im Rosenkätzchen und spielen halten, el mit

Es gab Tage, wo die junge Frau sich tief unglücklich fühlte, dann baumte sich alles in ihr auf und sie setzte den Nörgelien ihres Gatten offener Widerstand entgegen. Dann wieder hatte sie Zeiten, wo eine dumpfe Ergebung über sie kam. Stumm, ohne Widerrede ertrag sie alles, aber das Gefühl der Demütigung prägte sich tief in ihre Seele ein und es waren keine guten Gedanken, die ihren Sinn gegen den Gatten erhellten. So war ihr Leben ein steter Kampf zwischen stummer Entfagung und offener Empörung; ängstlich mühte sie sich jedoch, nichts von diesen Zwistigkeiten in die Außenwelt bringen zu lassen. Nach Marienthal schrieb sie, es gehe ihr gut — mehr wollten ihre Eltern wohl auch nicht wissen. Agathe's Los hatte sich ungleich günstiger gestaltet; ihre Ehe mit Vonnay war eine sehr glückliche geworden. Lisa war noch unvermählt, sie wollte im väterlichen Hause und nahm der jungen Stiefmutter jede Sorge um den Haushalt ab. Agathe lebte fröhlich und sorglos dahin; ihre Gesundheit hatte sich gekräftigt, sie blühte wie eine Maienrose — die frische, kräftige Atmosphäre in dem Künstlerheim des Gatten hatte auch sie lebhafter, tatkraftiger gemacht. Aus dem verhätschelten jungen Mädchen war eine Frau von Herz und Gemüt geworden. Ein wenig verwöhnt war sie zwar immer noch durch den Gatten und Lisas Zärtlichkeit, aber sie war dabei nicht selbstsüchtig und fügte sich gern der besseren Einsicht anderer. Es war ein schönes Verhältnis, das zwischen den dreien herrschte und Agathe schrieb die glücklichsten Briefe nach Hamburg. Guido legte ihre Berichte mit überlegenem Lächeln beiseite, aber Rhona griff gierig danach. Für sie waren sie ein Ruf aus der Heimat, süßer Glockenklang, an vergangene Zeiten mahnend, die weit — weit hinter ihr lagen. Von Kroning mußte sie so viel, daß er ein bedeutender Künstler geworden, Agathe erwähnte seiner zuweilen flüchtig in ihren Briefen. Er war unvermählt geblieben, in seinem Heim waltete keine Frau, einfach lebte er, nur seiner Kunst hingegeben; aber er konnte nicht einfacher sein als Rhona in ihrem prachtvollen Hause an der Seite ihres Gatten. Die junge Frau Mergentheim hatte soeben ihren Anzug beendet. Ein mattschwarzes Kleid von schwerem Seidenstoff mit weißem Belz verbrämte, stieß in schweren Falten auf den Teppich zu ihren Füßen. In dem Blondhaar funkelten einige Brillantsterne; Rhona sah in diesem Anzuge eben so lieblich als vornehm aus. Noch einen Blick warf sie nach ihrem Spiegelbilde, dann ging sie mit einem bitteren Lächeln auf den Lippen hinüber in den blauen Salon, um dort ihren Gatten zu erwarten. Sie war mit Guido zu einem Fest geladen, ach, sie war so gar nicht in Feststimmung, und wäre am liebsten daheim geblieben. Geduldig schritt sie langsam auf und ab; drunten stand schon der Wagen bereit. Guido blieb heute ungebührlich lange aus. Rhona warf einen Blick nach der Uhr. „Es ist schon spät, wir werden die letzten sein.“ Jetzt vernahm sie den hastigen Schritt des Gatten, gleich darauf öffnete er die Tür. Er sah finster aus wie gewöhnlich, die Stirne in Falten, trat er schnell näher. Sein Blick flog forschend über die Gestalt der jungen Frau und seine Lippen bäumten sich höhnisch auf. „Wie du wieder aussehst,“ rief er zornig heraus, „das reine Afschenbrödel! Es scheint fast, als ob du nichts anzuziehen hättest.“ „Ich dachte, mein Anzug wäre hübsch genug,“ wendete Rhona gelassen ein. „Hübsch genug! In deinen Augen! Das ist kein Anzug für die Frau des reichen Guido Mergentheim! Du weißt doch, ich kann diese Knäuelerei nicht leiden, konntest du nicht ein mit Spigen und Stieckereien besetztes Kleid wählen?“ „Ich liebe nicht so auffallenden Prunk, auch widerstrebt es meinem Geschmack, mich mit allem möglichen zu beladen,“ versetzte Rhona noch immer ruhig, „überdies ist der Stoff des Kleides kostbar genug — der Anzug ist ganz passend für das Fest gewählt.“ Guido murmelte einige unverständliche Worte. „Warum hast du nicht mehr Brillanten angelegt?“ herrschte er sie an, „du hast doch Schmuck genug.“ Statt aller Antwort glättete Rhona ihre Handschuhe und griff nach ihrem Fächer. „Wollen wir jetzt gehen?“ fragte sie kühl. Ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie hinaus. Draußen im Vorgemache legte ihr die Jofe den Mantel um und deckte eine Spigenhülle über ihr blondes Haar. Schweigend ging die junge Frau die teppichbelegte Treppe hinab; unwillig folgte ihr der Gatte. Rhona lehnte sich, als sie eingestiegen war, in eine Ecke des Wagens und schloß die Augen. Sie öffnete dieselben erst, als es Zeit zum Aussteigen war. Guido bot ihr den Arm und führte sie hinauf in den glänzenden erleuchteten Saal. Sie waren die letzten, wie Rhona vorausgesehen hatte. Von dem Hausherrn und der Hausfrau freundlich begrüßt, von mehreren Bekannten in Anspruch genommen, mußte Rhona darauf bedacht sein, allen ein freundliches Gesicht zu zeigen. Auch ihr Gatte erschien jetzt wie verwandelt. Er war freundlich, gesprächig und machte ganz den Eindruck eines Mannes, der ein sorgenfreies Leben führt. Rhona stand eben für einen Augenblick allein bei einer Blumengruppe und betrachtete sinnend einen äppig blühenden Aaleenstock, als ihr Gatte eilig auf sie zutrat. „Der Millionär Harrison mit seiner Gattin ist da,“ raunte er ihr zu, „man wird uns gegenseitig vorstellen. Sei freundlich, ich möchte mit den Leuten näher bekannt werden.“ „Der Amerikaner?“ fragte Rhona, ihren Arm mechanisch in den seinen legend. „Ja, der amerikanische Krösus,“ bestätigte Guido; „er will sich hier in Hamburg ansässig machen. Ich würde es gern sehen, wenn du mit seiner Frau intim verkehrst. Sie ist eine Landsmännin von dir und soll in erster Ehe an einen Grafen verheiratet gewesen sein.“ Rhona juckte zusammen wie von einer Viper gestochen. Ein scharfer Blick streifte den Mann an ihrer Seite. „Kennst du den Namen ihres ersten Gatten?“ fragte sie. „Nein, hab' mich auch nicht darum gekümmert. Doch da kommen sie — also, Rhona, ich wünsche, daß du sehr freundlich, sehr zuvorkommend bist, hörst du, ich wünsche es.“ Sie gab keine Antwort; starren Blickes schaute sie nach dem Paare. Er groß, dreifüßig, mit einem derben plumphen Gesicht, in dem nur die dunkelgrauen Augen unheimlich

flug erglänzten. Sie, klein, zierlich, eine wahre Essengestalt, funkelnd von Brillanten, weniger geschmackvoll als auffallend gekleidet. Rhona rang nach Atem; die Kehle war ihr wie zusammengeschnürt, das Herz stand still in der Brust — sie hatte Bertha erkannt — Bertha von Ulmen, Kronings einstige Braut. Dann kam die Vorstellung; Rhona wußte nicht, was sie tat, was sie sprach. Sie sah nur immer Berthas lächelndes Antlitz vor sich und ihre dunklen Augen, die mit unverkennbar spöttischem Ausdruck auf der armen, jungen Frau ruhten. Bertha konnte es sich nicht verlagern, einige kleine Bosheiten an Rhonas Adresse zu richten. Jene Zeit in dem kleinen Badeort war ihr noch zu frisch im Gedächtnis, als sie die arme Pianistin war, während Rhona eine Rolle in der Gesellschaft dort spielte. Damals war sie den Mergentheims, den Forskers zu wenig gewesen, jetzt konnte sie sich für diese Nichtachtung rächen, und sie hatte auch den besten Willen dazu. Rhona durchlebte eine peinliche Viertelstunde; sie atmete auf, als sie endlich los kam. „Und diese Frau soll ich bei mir empfangen, mit ihr soll ich freundlich verkehren?“ dachte sie bei sich. „Mich so weit zu beherrschen, dazu werde ich nie im Stande sein!“ Aber sie mußte es doch tun, denn ihr Gatte gab nicht nach, er verlangte ungestüm, daß der Verkehr mit den Harrison's aufrecht erhalten werde. Rhonas Einwendungen, daß ihr Frau Harrison im Umgang gar nicht angenehm sei, wurden von ihm mit einem kurzen „aber ich will es,“ abgetan, und wollte sie nicht in ewigem Hader leben, so mußte sie sich fügen. Bertha erleichterte ihr durchaus nicht diese schwere Aufgabe. Für Bertha war es ein ganz besonderes Vergnügen, Rhona fühlen zu lassen, daß sie sie durchschaue; sie gebrauchte der jungen Frau gegenüber einen freundlichen, süßlich-lächelnden Spott, der noch mehr verletzte, als rauhe Unhöflichkeit. Rhona setzte ihr kaltes Schweigen entgegen, aber es waltete oft heiß in ihr auf und sie mühte ihre ganze Selbstbeherrschung zu Nil nehmen, um sich nichts zu vergeben. Bertha war nur kurze Zeit Gräfin Langsdorff gewesen. Nachdem sie an der Seite ihres Gatten mehrere Monate in Paris zugebracht, kehrte sie mit ihm nach K. zurück. Sie war von ihrer Ehe nicht ganz befriedigt, denn der Graf war weniger reich, als sie gedacht hatte. Immerhin war er wohlhabend genug, um seiner jungen Frau jeden vernünftigen Wunsch zu erfüllen, nur hegte Bertha leider meist recht unvernünftige Wünsche. Sie war kaum zwei Jahre verheiratet, als man ihr den Gatten eines Tages sterbend nach Hause brachte. Der Graf war bei einem Spazierritt vom Pferde gestürzt und erlag nach wenig Tagen den erlittenen Verletzungen. Bertha trauerte nicht lange um den Gatten. Sie entschloß sich, K. zu verlassen und das Trauerjahr auf Reisen zu verbringen. Es zog sie mit Macht nach Paris, „der Stadt, wo es sich nur allein leben ließ,“ wie sie sagte. In Paris lernte sie auch George Harrison kennen. Als Mann gefiel er ihr gar nicht, aber seine Millionen lockten sie. Sie erkannte bald, daß es nur an ihr lag, seine Gattin zu werden und sie entschloß sich sehr schnell dazu, denn ihren gesteigerten Ansprüchen konnte das, was sie von dem Grafen geerbt, nicht genügen. Sie wurde also Harrison's Frau und nun erst konnte sie alle ihre ziemlich weitgehenden Wünsche befriedigen. Bis zu einem gewissen Grade ließ Harrison seiner Gattin vollständig freien Willen. Hatte er aber einmal gesagt: „Das will ich so und nicht anders,“ so brachte ihn nichts von seinem Entschluß ab. Bertha sah, daß bei George Harrison weder Schmolten, noch Bitten noch Schmeicheleien etwas nützten. Der Mann hatte einen eisernen Willen und ließ sich nicht täuschen oder hintergehen. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, Widerstand zu leisten, fügte sich die junge Frau; sie sah ein, daß sie auf diese Weise am besten weglam. So war ihre Ehe eigentlich keine unfriedliche zu nennen. Im ganzen machte sich Bertha wenig aus ihrem Gatten. Geliebt hat sie ihn nie, aber zuweilen fürchtete sie ihn, und sie war immer froh, mit ihm in Frieden auszukommen. — (Fortsetzung folgt.)

### Vermischte Nachrichten.

— Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten und zwar in Chicago gibt es ein Haus, das einen eignen Postbezirk bildet. Das Haus ist zwar „nur“ 17 Stockwerke hoch, dafür aber von beträchtlicher Länge und enthält nicht weniger wie 1200 Kontore, die in der Geschäftszeit von 6000 Menschen bevölkert werden. Die in diesem Postbezirk arbeitenden Briefträger arbeiten niemals unter freiem Himmel. Obgleich dieser Bezirk räumlich der kleinste ist, hat er doch einen größeren Verkehr als die meisten anderen Distrikte. Durchschnittlich werden im Gebäude täglich 25000 Postfächer ausgezogen. Ginge der Verkehr zwischen den Stockwerken nicht mit Elevatoren von statten, so wären die Briefträger zu bedauern. Aber so sind sie besser daran als ihre anderen Kollegen. Im Winter bewegen sie sich auf geheizten Korridoren und im Sommer wandern sie im Schatten und entgegen den Blutstrahlen der Sonne, die in Chicago mitunter unerträglich sind. — Im Traume. Die Augsburger Abendzeitung berichtet aus München: Ein bekannter Gastwirt in Neuhausen hat die Gewohnheit, inmitten seiner Stammtischgäste im Wirtshof sein Mittagsschlafchen abzuhalten. Vor einigen Tagen begegnete ihm bei dieser Gelegenheit ein eigentümliches Mißgeschick. Er hatte sich kurz vor dem Einsinken eine Zigarre angezündet und hielt diese, während er schlief, fest im Munde. Da mußte ihm der Traumgott wahrscheinlich vorgespiegelt haben, er hätte eine Semmel im Mund, denn auf einmal fing er zum Erstaunen seiner Gäste an, die Zigarre, die inzwischen ausgegangen war, zu zerkauen, und bald hatte er sie mit Stumpf und Stiel aufgezehrt. Seinem Magen bekam dieses ungewohnte Nahrungsmittel allerdings nicht gut. Der Wirt erwachte und klagte über starkes Uebelbefinden, dem die Gattin mit einem kräftigen Magenlikör abhalf. Dank seiner gesunden Natur war der Wirt in kurzer Zeit wieder frisch, er schmeckte aber, nie wieder mit einer Zigarre im Mund sich dem Gott Morpheus zu überantworten. — An jungen Haustieren werden oft entsetzliche Tierquälereien unwissentlich verübt. Hunde und Katzen z. B. werden, weil sie zu viel an der Zahl sind, nach ihrer Ge-

burt einfach in einen Teich, fließendes Wasser oder in ein Gefäß mit Wasser geworfen. Diese armen Geschöpfe haben aber hier einen schweren Todeskampf zu bestehen, da die kleinen Lungen der soeben Geborenen noch nicht an die Luftatmung gewöhnt sind und daher auch der Luft nicht so bedürfen, mithin bei Luftverperrung nicht sogleich sterben. Und doch gibt es zur Beseitigung solcher Tiere ein praktisches Verfahren, das in humaner Weise leicht ausgeführt werden kann. Man nimmt einen Holzschlägel, verlegt damit dem kleinen Tiere ein Schlag auf das Hinterköpfchen. Dieser Schlag genügt, in dem zarten Alter dem Tiere ohne Qual ein rasches Ende zu bereiten.

### Goldene Worte.

Ein Herz, das Tiere isst, Wird der Mensch nicht verstehen, Wer groß im Kleinen ist, Ist größer noch im Großen.

Wer ein Kindeberg so erzieht, daß es ein ertrinkendes Bienenlein rettet, wird aus dem Kinde einen Menschenfreund erziehen, der sich mit warmem Herzen auch für die Wirtensachen aufopfern kann.

### Landwirtschaftliches.

— Vorsicht beim Tränken der Pferde. Abgetriebene Pferde — besonders wenn sie sehr durstig sind — verlagern manchmal das Futter. Es ist aber ganz verkehrt gehandelt, ihnen sofort Wasser zu reichen, lieber lasse man dieselben noch eine Stunde leiden als Anlaß zu einer Krankheit zugeben. Es ist immer vorteilhaft, das Kalb so früh wie möglich ans Fressen zu gewöhnen. Zu diesem Zweck wird im Kälberstand ein kleiner Trog und eine kleine Raufe angebracht. Geben wir in das Tröglein etwas gequetschten Hafer und gedrochnen Leinkuchen mit einer Prise Salz, in die Raufe etwas zartes, wohlschmeckendes, süßes Grummet oder Heu, so gewöhnt sich das Kalb nach acht bis vierzehn Tagen ganz allmählich an dasjenige feste Futter, welches ihm zunächst am meisten zusagt und bei welchem dasselbe gut gedeiht und gesund bleibt. — Hoher Wert der Ziegenmilch. Derselbe wird von vielen Leuten zu gering veranschlagt. In der Tat ist aber Ziegenmilch an Fett viel reicher als die Kuhmilch, und außerdem eignet sie sich zur Kinderernährung um deswillen am besten, weil sie hinsichtlich ihrer Bestandteile der Muttermilch am ähnlichsten ist. Dann aber besitzt sie für diesen Zweck den unschätzbaren Vorteil, daß sie fast niemals eine Weiterverbreiterin der Schwindfucht werden kann, da die Ziegen von der Tuberkulose nur ganz selten befallen werden. Unangenehm ist allerdings der der Ziegenmilch anhaftende Geruch, an dem man sich aber nach kurzer Zeit gewöhnt. — Das Stürzen der Getreideköpfe. Nach einem alten Sprichwort soll der Pflug der Senfe auf dem Fuß folgen und diese wichtige Arbeit des Stürzens hat nur dann ihren vollen Wert, wenn sie alsbald nach dem Abernten einer Fläche geschieht, um so mehr, als der Boden dann noch weich ist und das Stürzen möglichst leicht erfolgen kann, während er später austrocknet und man nicht mehr flach pflügen kann. Dieses ist aber gerade die Hauptsache weil dadurch die ausgebreiteten Samen vollständig und schnell zum Keimen kommen und werden die Unkräuter durch das darauffolgende Eggen gestört. Der Hauptfehler wird immer noch darin gemacht, daß man zu tief stürzt, wodurch die feinen Samen nicht zum Keimen gelangen können. Auf leichteren lockeren Böden kann man statt des Pfluges auch die Egge anwenden, indem ein kräftiges Durcheggen des Stoppelfeldes mit einer schweren eisernen Egge oder mit dem Gruber ähnliche Dienste leistet, wie die Pflugarbeit und viel rascher ausgeführt werden kann. Immer aber halte man darauf, daß das Stürzen rechtzeitig ausgeführt werde, denn dadurch verfehlt man sich in bezug auf die Reinheit der Felder große Vorteile. Die Bombastus-Werke zu Rottschappel-Dresden, deren ausgezeichnete Präparate zur Mund- Zahn- Haar- und Hautpflege wie vor kurzer Zeit zu besprechender Gelegenheit hatten, erhielten auf der Fach-Ausstellung in Leipzig vom 22.-26. Juli des 85. Kongresses des Bundes Deutscher Barbier-, Friseur- und Perrückenmacher-Zunngungen, die höchste Auszeichnung, die goldene Medaille, nachdem die Firma in den letzten 2 Jahren auf den verschiedenen Preisur- als auch jahrmärzlichen Fachausstellungen wiederholt mit silbernen und goldenen Medaillen ausgezeichnet worden ist. — Dies spricht ganz besonders für die Borsügigkeit ihrer Präparate. Die Pflege des kindlichen Fußes. Ueber dieses wichtige Thema finden wir in der „Welt der Frau“, der bekannten Frauenzeitschrift zur „Gar-tel-aube“, einen außerordentlich wertvollen Beitrag von Dr. F. Kan 1010, den wir allen Eltern zur Beachtung empfehlen. Was hier speziell über die Ent-zwickelung der Fußstöße und die Verheilung des kindlichen Fußes durch un-vernünftiges Schuhzeug gesagt ist, hat der Verfasser und ins Besondere geschrieben. Es ist die erste Pflicht aller Eltern und Erzieher, ihr Augen-merk auf eine gehörige Pflege des kindlichen Fußes zu richten. Einen Passus über das Barfußgehen wollen wir aus dem Aufsatz hier zum Abdruck bringen: Die beste Fußpflege ist das Barfußgehen, sobald es das Klima nur gestattet, bei uns also mindestens in der wärmeren Jahreszeit und wenn der Boden nicht wie in der Stadt, durchweg künstlich planiert und mit hartem Pflaster belegt ist. Wo nämlich der unbeschuhte, ungeschützte Fuß auf unebenem Boden gebraucht wird, da treten alle die jarten Ruokeln seines Skeletts und des Unterschenkels fortwährend in Tätigkeit, kräftigen sich durch dau-ernde Übung, und es ist, das ist wohl zu merken, gerade die Muskelstätigkeit, die das Fußgewölbe herausmodelliert: der Fuß des Säuglings ist flach, fast flatt, bis die Geh- und Stehbewegung ihn höht. Wir sollen aus diesem Grund unsern Kindern so häufig, wie nur irgend möglich, die Wohltat gönnen, sich barfuß oder mit ganz weichen flumpartigen Schuhzeug ohne feste Sohle tummeln zu dürfen; die hergebrachte Furch, dadurch plumpe, große Schuhe zu erzeugen, ist ein haltloser Aberglaube. Vor allem soll man die Kinder im leuchten warmen Sand, z. B. an der Seeufer immer barfuß gehen lassen; gerade feuchter Sand arbeitet die Höhlung tüchtig heraus. Mitteilungen des Königl. Landesamts Eisenloch vom 22. bis mit 28. August 1906. Aufgebote: a. hiesige: Der Dachhalter Hans Albin Giannocchini hier mit Anna Rosa Kymann hier. Der Streckenarbeiter Ernst Hermann Lent hier mit der Stickerin Hulda Maria Kley hier. b. auswärtige: Der Photograph Otto Albert Steinegger in St. Gallen mit der Küchlerin Anna Carolina Keimel in St. Gallen. Geschließungen: Nr. 41-48. Der Kellerer Kurt Emil Weidert hier mit Anna Friederike Wüde hier. Der Stellmacher Kurt Hermann Kothbach hier mit Anna Hedwig Wülske hier. Der Kaufmann Eugen Camillo Stamm in Stuttgart mit Louise Margarethe Hertlog hier. Geburten: Nr. 241-250. Johanna Irma, T. des Malers Hermann Arthur Schmidt hier. Elise Gertrud, T. des Bärtenpolierers Robert Fried- rich Tuchscherer hier. Elias Johannes, S. des Bauunternehmers Friedrich Emil Franke hier. Walter Eugen, S. des Kaufmanns Konstantin Walter Eberwein hier. Johanna Elfrida, T. des Eisenhüttenarbeiters Ernst Her- mann Unger hier. William Kurt, S. des Fuhrverkeßers Hans William Paul in Wildenthal. Bertha Konstanze, T. des Klempners Paul Emil Schindler hier. Gustav Rudolf, S. des Kaufmanns Gustav Emil Schlegel hier. Hierüber 2 unechel. Geburten. Sterbefälle: Nr. 121-127. Marie Helmine Kelsch gen. Thierbeck geborene Unger hier, 41 J. 6 T. Frieda Helene, T. des Maurers Franz Hoffmann hier, 6 M. 18 T. Weidereiheiterin Auguste Friederike Rau ge- borene Wilmann hier, 77 J. 6 M. 10 T. Elias Johannes, S. des Bau- unternehmers Friedrich Emil Franke hier, 4 T. Hans Gustav, S. des Schiffschlössers Friedrich Louis Stemmler hier, 2 M. 4 T. Kurt Emil, auserehelicher S. der Stickerin Bertha Emilie Lippold hier, 6 M. 20 T. Der Handarbeiter Christian Hermann Hofstheim hier, 73 J. 9 M. 7 T.